

Außensicht auf Europa

■ JOHANNA TSCHAUTSCHER

Sahara, Niger 2007. Der Dorfcchef von acht Siedlungen rund um die Stadt Arlit, in der eine französische Firma Uran abbaut, lebte während der vorletzten Revolution der Tuareg in der Schweiz. Er setzte sich dort und in Kanada auf friedlichem Weg für die Anliegen der Tuareg ein: Beteiligung an den Gewinnen aus dem Uranabbau, faire Grenzziehung für Tuareg-Nomaden, die ansässige Bevölkerung erhält keine Entschädigungen oder Anteile am Rohstoffabbau. Nur eine stark erhöhte Radioaktivität.

Neben mir sitzt Mohamed Akser, ein Mitarbeiter der NGO Hed Tamat, die sich im Norden des Niger für die Entwicklung des Landes, für Frauen, Kinder und die Umwelt einsetzt. Mohamed Akser reist ein Mal im Jahr für drei Wochen nach Europa. Er kennt diesen Kontinent. „Ich möchte einen einzigen Fluss von Österreich der Schweiz oder Frankreich nach Afrika leiten können.“ Im Garten seines Dorfes zieht ein Dromedar stundenlang das Wasser aus 21 Meter Tiefe in die Bewässerungsanlagen. Geführt wird das Dromedar von jungen Männern zwischen 15 und 18 Jahren. Unter ihnen Mohamed Akser's Neffe. Der Neffe zieht zwei Stunden am Tag Wasser aus dem Brunnen, den Rest des Tages geht er zur Schule und lernt. Er möchte studieren, in Niamey, der Hauptstadt, 1000 Kilometer von Agadez entfernt, er möchte nach Europa gehen und dort weiter studieren.

Zweihundert bis fünfhundert Afrikaner zogen 2007 und 2008 wöchentlich durch Agadez, um nach Europa zu kommen. In den letzten drei Jahren war das ähnlich. Lastwägen, Busse und Jeeps bringen die meist jungen Männer an die Grenze zu Libyen, wo sie sich zu Fuß um die Grenzposten schleichen. Immer wieder sind Libyens Grenzen geschlossen. An dieser

Art der Migration verdienen vor allem die Schlepper, aber auch das Militär, die Polizei und manche Gouverneure. Die Schlepper haben Handlanger, junge Burschen, die sie ausschicken um Migranten für Ihre Jeeps „anzuheuern“. Mit zwei solchen Burschen fahre ich in einer Nacht zu einem Lager, 20 Kilometer außerhalb von Agadez, ich möchte Afrikaner filmen, die in zwei Stunden aufbrechen wollen.

JOHANNA: Ihr kennt die Routen, ihr wisst, wie man nach Europa kommt, wollt ihr selbst auch nach Europa?

BURSCHE: Ja. Wir möchten genau so ein Haus wie unser Boss. Wir möchten einen großen Garten und Bäume pflanzen. Wir möchten ein Auto und einen Laden aufmachen, in dem wir Chips für Mobiltelefone verkaufen werden. Es gibt viele Mobiltelefone in Europa. Wir möchten einen Handel mit gebrauchten Mobiltelefonen machen.

Im Garten des Bosses stehen drei junge Bäume. Neben jedem Baum steht eine Plastikflasche mit Wasser.

JOHANNA: Wisst ihr, dass viele Afrikaner im Meer sterben? Das Meer ist sehr groß, sie kentern, jedes Jahr werden es mehr. 2005 fand allein Italien 600 tote Afrikaner, 2006 an die 1000, im Jahr 2007 sind es in Spanien und Italien jetzt schon 6000 Afrikaner!

BURSCHE: Das ist Schicksal.

Accra, Ghana 2008, in einem Armenviertel am Tantra Hill spreche ich eine Gruppe Afrikaner, die sich im Haus eines ehemaligen Saftfabrikanten getroffen haben, um über Europa zu sprechen. Der Saftfabrikant hat den Weg nach Europa drei Jahre zuvor angetreten. Er kam bis nach Hamburg an den Hafen, von dort umgehend in ein



Johanna Tschautscher lebt in Linz und ist mehrfach ausgezeichnete Schriftstellerin und Filmmacherin.

■ Die Europäer wissen, wenn wir die Möglichkeit hätten, unsere Produkte in unserem Land zu verarbeiten, würden wir nicht versuchen, nach Europa zu kommen!

Asylheim. Nach zwei Jahren konnte er nach Accra zurück. Obwohl er allen Freunden, Bekannten und Bewohnern seines Hügels von seiner misslungenen Migration erzählt hat, kommen immer wieder Menschen zu ihm, vor allem Frauen, die ihn bitten sie nach Europa zu bringen. Bismark Ibrahim, der Saftfabrikant kann nichts weiter tun, als sich zu wiederholen: „Europa ist voll, wenn ihr es heimlich versucht, durch die Wüste, riskiert ihr zu sterben. Es dauert Jahre, bis ihr in Europa seid.“ Die Reaktionen der Bekannten sind einstimmig: „Wenn wir nicht nach Europa gehen können, muss Europa zu uns kommen. Sie müssen hier her kommen und sehen, wie wir leben, sie müssen uns Arbeit geben. Europa muss uns helfen. Europa kann uns helfen. Unsere Politiker können uns nicht helfen.“

Dakar, Senegal 2011, bei einer Aufklärungskampagne über die Risiken und Gefahren einer irregulären Migration nach Europa erhebt eine junge Frau ihre Stimme.

„Wir Afrikaner arbeiten! Insbesondere auch in der Landwirtschaft. Aber oft sind es Gesetze und Verträge in Europa, die unsere Produkte am Weltmarkt so teuer machen, dass wir unsere Produkte nicht mehr verkaufen können und damit werden wir arm. Sie kaufen unsere Rohstoffe, sie transportieren sie nach Europa und verarbeiten sie weiter und schicken sie mit einem viel höheren Preis an uns zurück! Die Europäer wissen, wenn wir die Möglichkeit hätten, unsere Produkte in unserem Land zu verarbeiten, würden wir nicht versuchen, nach Europa zu kommen!“

Die Frau ist 20 Jahre alt. Sie studiert in Dakar Philosophie, später will sie Wirtschaftswissenschaften studieren, denn sie möchte verstehen, warum ein afrikanisches Land Fischfangrechte nach Japan oder Europa verkaufen muss und den heimischen Fischern nur die kleinen Fänge bleiben, während der Präsident das Geld aufbringt einen neuen Flughafen zu bauen, obwohl der alte noch funktioniert und es keine Müllabfuhr gibt. „Als Frau sage ich Euch und richte ich einen Appell an die Europäer, wir müssen versuchen, in Afrika zu arbeiten und Europa muss versuchen mit uns Partnerschaften einzugehen.“

In der Casamance, im Süden des Senegals erfahre ich an den Häfen, dass sich das Bild von Europa in den letzten drei Jahren gewandelt hat. Europa bedeutet immer noch Arbeit, aber der Weg nach Europa birgt Gefahr. Besonders auf Grund von FRONTEX. Ein ehemaliger Fischer erzählt, 2007 sind noch viele Boote auf die Kanarischen Inseln gefahren, aber Stürme, Unwetter und das Schicksal haben viele Männer getötet. „Heute macht sich niemand mehr auf“, sagt er, „nur Leute aus den Binnenländern kommen noch zu den Häfen und wollen Boote haben, aber auch das wird immer weniger Die Fischer haben gesehen, wie 60, 70, 80 Leute ertranken. Sie sind zurück gekommen und haben es erzählt, wir schicken unsere Kinder nun nicht mehr nach Europa. Ich verbiete es ihnen.“

Ich habe zwei Filme über Afrika gemacht und ein Buch geschrieben. Der Schulinspektor von Thies im Senegal, Herr Madiyou Toure kennt die Bücher und die Filme, er möchte mich für eine Universität im Senegal gewinnen. Ich soll einen Vortrag halten, österreichische Literatur vorstellen. Ich frage ihn, ob es „geistige Flucht“ ist, wenn sich senegalesische Studenten in österreichische Literatur vertiefen. Er schreibt: „Die Realität ist manchmal so hart, dass ein bisschen Traum gar nicht schaden kann. Wir müssen mehr für uns tun als für die anderen, aber nachdem wir uns in unsere eigene Welt in die eigenen Realitäten zurückgezogen haben, sind wieder Jahrhunderte ohne uns verlaufen. Wenn Johannes Werk studiert wird, ist es jenseits der Literatin, jenseits einer Vertreterin einer bestimmten zeitähnlichen österreichischen Denkweise. Ich bin sicher, dass dieser Austausch, leider sprachlich unausgeglichen, genau das ist, was der Kulturdialog braucht.“ Herr Madiyou Toure spricht fließend Deutsch, genau so wie viele Studenten in Dakar. In den Kindergärten wird Französisch gesprochen, die senegalesischen Kinder, die ich besuche, können kein einziges Gedicht in ihrer eigenen Sprache auswendig aufsagen, dafür singen sie mir die Hymne Senegals auf Französisch vor. Auch das gehört zur Außensicht auf Europa. ■